

(Nachdruck verboten.)

9] Drauf los!

Roman von Jonas Lie.

„Niemand soll mir bei Frederiksen nachsagen können,“ fuhr die schwarze Stina fort, „Zuhl, daß ich Ihnen dazu Anlaß gegeben! — weder Ihnen, noch dem Commis, noch dem Untersteuermann . . . wenn Frederiksen einmal herauskommt! . . . Er sitzt nur wegen eines Messerstichs im Zuchthaus. Jedoch, er ist mein Liebster vor Gott und meiner Ehre . . . er kam auf zwei Jahre hinein, weil der Messerstich Lärm machte, und im Herbst hat er ausgedient. . .“

„Ich meine es mit Ihnen zu gut, Zuhl!“ begann sie zu schluchzen, „nach diesem Antrag . . . auch wegen der schönen Silberkette . . . um es Ihnen nicht zu sagen und Sie zu warnen; denn er greift gleich nach dem Messer, wenn er böse wird. . . Nun begreifen Sie ja selbst, daß es zwischen uns keine Heirat mehr geben kann . . . nein!“ — dabei steckte sie sorgfältig die Uhrkette in die Tasche.

Rejer erhielt einen Schlag vor den Kopf, die Stirn oder die Brust — was wußte er! Er stand nur mit halb offenem Munde da und starrte ein schmales, hüftenloses Mädchen an, welches im Dunkeln drinnen sprach und schluchzte und ihm vor den Augen tanzte und ihm manchesmal dünn wie ein Faden schien.

„Ah so! . . . ja, ja, ich versteh!“ wiederholte er mechanisch und lachte dumm. Aber im Innersten begann sein Gehirn die Lage zu erfassen, — gleichsam in einen ungeheuern Abgrund von Enttäuschung hinabzublicken! . . .

„Fort wolle er!“ schrie er, als er zum Boot hinabkam, und da half nichts; er mußte hinaussegeln. Diese Nacht ruderte er sich naß bis aufs Hemd!

4.

Spät in der Nacht kamen sie im nördlichen Sund an, wo sie ihre Stengen und Waten hatten.

Schlaftrunken saß Rejer beim Ruder und fühlte kaum, daß das Boot an den Landungsplatz stieß, als ihn ein Gebrüll weckte, das von drei, vier Seiten aus der Finsternis scholl:

„Ob sie im Dorf drinnen neues vom Hering wüßten?“

Hier waren sie in Schrecken gesetzt und erwarteten unruhig den Morgen. Am Abend war ein Boot vorbeigerudert und dessen Leute hatten gemeint, die Fischer würden am nächsten Tag schwerlich volle Netze kriegen, — sie hatten gerüchlicherweise vernommen, der Hering sei auf hoher See nach Norden gezogen . . .

„Gerüchte . . . der Hering plötzlich wieder ins Meer versunken . . . Ein vorbeiruderndes Boot? — Die wüßten es gerade!“ suchte Rejer eifrig die andren zu überzeugen.

„Auf und ab! Ab und auf . . . Jetzt oben, im nächsten Moment drunten!“ klang es nachher in seinen bitteren Betrachtungen.

„Möchte wissen, welches Datum heute war? — Sechzehnte März! — Wenn er je wieder etwas am sechzehnten März anfing, so lieb er sich verteilen.

„Pfui über diesen Tag . . . Hundert Thaler weg . . . Die Uhrkette gleichfalls weg! — Die kriegt wahrscheinlich er, der im Zuchthaus droben . . . Damit herumzustolzieren, wenn er herauskommt; Herrliche Gesichten, — getanzt und herumgetrieben mit der Liebsten eines Zuchthäuslers . . . vielleicht war sie selbst einmal drinnen . . .“

„Gerüchte . . . sich von solchen Gerüchten schrecken lassen . . .“

Er konnte sich nicht entschließen, in die enge, dumpfe Stube zu gehen, wo sie ihr Quartier hatten, und wanderte bis zum Tagesanbruch zwischen denjenigen herum, welche sich zum Ausbruch fertig machten. Er hatte nun einen Ableiter gefunden für seine Enttäuschung wegen der Fischmagd.

Am nächsten Tage erwarteten alle in äußerster Spannung die Rückkehr der Garnboote von den Waten, welche auf dem Meer versenkt waren; man hatte drei bis vier Stunden hinzurudern.

Hundertmal war Rejer bei der Spitze des Holms und

schaute mit seinen hellblauen, scharfen Mövenaugen nach den Booten aus. Von da fiel sein Blick unwillkürlich auf den Platz im Sund, wo seine Watenstange gestanden. Stumpf starrte er auf die Flecken von öligem Heringschleim, der noch auf der See schwamm; vom Wasser ausgeworfene junge Serringe, Seesterne und Reste von Seefischen lagen steifgefroren zwischen Tang und Quallen am Ufer — da und dort ein halb-versauerter Hai . . .

Es paßte gut zu seinem Humor, all diese Ueberreste zu betrachten . . . die blinkende, glitzernde, schimmernde Silbersee, die in seiner Bate gesunken, hatte in seiner empfänglichen, erhitzten Einbildungskraft sich über die schwimmende Negwand hinaus tief in seine Zukunft hinein erstreckt, wo er dann bloß mit dem Ketscher dazustehen und Reichthum herauszuschöpfen brauchte . . . um einen Großbetrieb einzurichten, das Hammernäs mit all seinen fünfunddreißig abgetrennten Gehöften und Anm Wirtschaften wieder emporzurichten . . .

Der Hering im Meer versunken — so wie er herausgekommen? — Unmöglich . . .

Jedoch all die traurige Verwüstung am Strande droben sprach eine andre Sprache, — sagte, daß es möglich war, möglich sein konnte! Er empfand irgend etwas wie eine Unglücksahnung, eine Angst . . . er fühlte in seinem Allerinnersten, daß die Leute von gestern abend die Worte nicht ohne Grund gerufen! Wären die Boote nun mit Serringen wiedergekehrt, — es hätte ihn ungeheuer überrascht — ebenso überrascht, wie wenn er plötzlich Hammernäs mit neuen Gebäuden, neuem Packhaus und Watnetzbetrieb hätte dastehen sehen!

Und die Boote kamen in langer Reihe herangerudert; sie tauchten nicht tief ins Wasser; die braunen Garne waren haufenweise an den Vorderbooten und im Mittelraum befestigt . . .

Es war das Rudern von Hunderten, langsam wie bei einem Leichenbegängnis, — mit der schwersten Last, die ein Boot füllen kann: mit getäuschten Erwartungen.

Die Garne waren draußen leergestanden wie ein Sieb! Nicht Sej, nicht Wal noch Vogel irgendwo zu erblicken. Das Meer öde und schwarz und ohne Leben. — Was unter Land gekommen, war nichts gewesen als ein Heringsstrahl, den der Sej auf der hohen See von der großen Masse abgejagt hatte . . .

Der Hering war weg, — vielleicht nordwärts nach Kinn gezogen . . .

In solche Gedanken war er versunken, als ihm ein Boot vom Dorfe drinnen einen Brief seiner Mutter brachte. Derselbe war weite Wege in der Runde gegangen und in vielen Händen gewesen, ehe er fett, beschmutzt und voll Heringschuppen an die richtige Adresse gelangte . . . Das Blut wogte in Rejer zu heftig, als daß er hätte mit besonderer Aufmerksamkeit lesen können.

„Sehe ich Dich jemals auf Erden wieder, Rejer?“ stand im Briefe mit einem der schweren Seufzer seiner Mutter.

„Mich wiedersehen! — Früh genug!“ stieß er aus und fiel in seine eignen Grübeleien, während sein Blick stumpf und unachtsam über die Linien flog. Plötzlich blieb derselbe an einer Stelle haften; seine Schwester hatte sich mit Haarstad verlobt . . . Er las wieder und wieder und hierauf genauer weiter. „Es war ein Opfer von Ottilie, denn er ist ja ein alter, nicht sehr gut ausschender Mensch; aber Du weißt, er hat schon früher, nach dem Tode seiner ersten Frau, um sie erworben, und so ist sie nun reichlich versorgt, da er keine Kinder hat — sie und ich . . . und Du kannst das Hammernäs behalten . . . Es scheint mir, wir müssen Deiner verständigen Schwester ewig dankbar sein, Rejer; denn sie hat den Hof gerettet . . .“

Langsam schob er den Brief in die Tasche.

„Mit Haarstad, — dem alten, zitterigen Bucherer!“ raste er, „der all sein Leben hindurch das Bygd ausgefaugt hat . . . So lang und schrecklich hat er mit dem Hammernäs gewuchert, bis er sie kaufen konnte — — und mich in den Handel verwickeln!“

Die ganze Nacht über lag er in heftiger Unruhe wach. Es war das eine solche Reihe niederschmetternder Täuschungen gewesen!

Er lag nur da und starrte in den einen Gedanken hinein, daß er heim solle . . . Es war ihm zu Mut, als sei das unmöglich . . . Da lief er lieber davon . . .

Endlich verlangte die Natur ihr Recht und er schlief ein. Gegen Morgen wurde es in der Hütte unruhig. Den Leuten hangte es vor der Heimreise, sie standen früh auf, schauten nach dem Wetter und legten sich wieder. Er hörte sie im Halbschlaf sagen, es drohe Ostwind und schwere Fahrt. Sie stampften und trampelten mit den Proviantkisten und den Holztruhen, gingen ein und aus, und jedesmal verdunkelte sich der Tagesschimmer, welcher durch das kleine, schmutzige Loch der Fensteröffnung fiel . . . Er fühlte es sogar im Traum . . .

Plötzlich trat vor diesen Lichtschimmer etwas Großes, Gebogenes, Dunkles mit breiten, dicken, gekrümmten Armen, die es vor sich ausstreckte . . . Er erkannte die Hammernäsföhre; Morgendämmerung lag auf den schneefuchenden, wetterharten Zweigen; mit vernichtendem Joru starrte der Baum in seiner koboldartigen, knorrigen Kraft ihn an . . .

Je länger Rejer die Föhre anschaute, desto mehr wurde sie der schweren Gestalt seiner eignen Mutter ähnlich, wie sie gekrümmt und gebeugt, mit den Armen vor sich im Schoße, auf der Bank saß. Streng und traurig blühte sie ihn an und sagte:

„Wir müssen Ostlien ewig dankbar sein . . . Siehst Du, Rejer, wir müssen uns alle beugen und krümmen und uns durchwinden, wie wir es können!“

„Mich krümmen? — Nein, eher in Stücke brechen!“ rief er und sprang empor.

Und mit diesen Worten begann auch der kurze Zettel, welchen er mit Bleistift an seine Mutter schrieb und in welchem stand, heim komme er nicht, — nicht eher, als bis er aus seinem eignen Beutel das Hammernäs einlösen könne, und daß er es nun in der Welt probieren wolle. Wenn er mehr wisse, so werde sie davon unterrichten ihr dankbarer und ergebener Sohn — Rejer J. Zuhl.

Groß und unaussprechlich war Anders, des Großknechts, und der übrigen Verblüffung, als er, gerade wie sie das Segel ins Boot tragen wollten, ihnen kurz und bestimmt mitteilte, er habe sich entschlossen, nach Bergen zu fahren, statt sie nach Hause zu begleiten. Er habe bei Nacht sich's überlegt . . . er murmelte etwas von seines Vaters Nachlaß und von jemand, der nächstes Jahr Hering verkaufen werde. In Stubesnäs wollte er sich ans Land setzen lassen und von da auf ein Fahrzeug zu kommen suchen, das nach Norden ging.

Eine Weile sah man nur stumme, gaffende Mäuler und dann, als sie zu verstehen begannen, lange Gesichter, Augen, die den Boden suchten; die Leute wurden traurig und krochten sich hinter den Ohren . . .

Der Martin und der Tosten und der So und der Bidstun — die Häusler des Hofes — waren mit Anders, dem Großknecht, einer Meinung, daß dies unmöglich sei; sie hätten ihn vor Frau Zuhl zu verantworten!

„Nach Aafjord kommen ohne den jungen Zuhl? . . . Mit dieser Schande vor allen Menschen?“

Es ist nicht sicher, ob nicht einige von ihnen mit den großen Händen sich die Augen trockeneten, da sie die aller Ueberredung unzugängliche Miene sahen, mit welcher Rejer an seinem Ausspruch festhielt.

Da half nichts! — Dem jungen Zuhl mußte man sich fügen . . . und sich auf den Brief verlassen, den sie der Herrin brachten; aber das hieß mit einer schweren Last auf der Brust heimrudern!

„Hör, Anders! — Dich mache ich für die Blisse verantwortlich! Daß sie mir nicht verwendet wird, um Mühlsteine nach Haarstad zu führen . . . Nichts der Mütter nur aus, daß ich es gesagt habe!“

Das war der letzte Auftrag, den Rejer Anders zuflüsterte, als man ihn in Stubesnäs an Land setzte.

Und was Rejer damals dem Großknecht mochte anvertraut haben, war manches Jahr hindurch für die Häusler der Gegenwart vieler Vermutungen; denn Anders, der Großknecht, sollte es ja nur Frau Zuhl sagen!

Die Fjorddistrikte hatten auf dem grünen Spielfische des Meeres gespielt . . . wieder in einem Jahre ihr Letztes gewagt — und verloren!

Nun sah man die andre Seite des Glückswürfels, die Rehrseite: leeres Boot, leeres Haus, erdrückender Mangel an Mitteln für den Lebensunterhalt . . . Siechtum und Elend.

Noch ein paar Mißjahre dieser Art, und die Inseln und Holmen und Schären der Küste, welche nun von Häusern, Häfen, Bauten und allerlei Angefangenem bestreut dalagen, von munterem Zukunftsleben und Wirksamkeit erfüllt waren, würden kahl, schwarz und verlassen sein, ganz wie einstens, ehe der Hering kam — nur von den Seevögeln wild umtreischt — traurig, öde!

Noch ein paar Mißjahre dieser Art und die Sparbanken an den Fjorden, welche vom Heringsgewinn gegründet worden, die größeren Häuser, verfeinerten Sitten, der erweiterte Bodenhau, alles, was in der guten Zeit entstanden, der verbesserte Unterricht, das hellere Licht, das in die engen Bygde eingefallen, — alles würde wieder zurückgehen, hinstirben und verlöschen und die alten Spinnweben der Unwissenheit, des Bornrteils, Aberglaubens wieder ihre grauen Schleier über diese Nester ziehen!

Hier war um mehr gespielt worden als um den Schilling, um mehr als um Menschenleben, wenngleich das Meer beides in großem Maßstabe verschlungen, — es galt den Mut des Volkes, den Glauben an die Zukunft, und nur froh derselbe bis in die innersten Herzfasern ein . . .

In jedes Haus, in jedes Heim, — bis zum Bauer, zum Häusler herab, — hatte der Glückswürfel des Meeres zum drittenmal eine Niete geschickt: ein hochlängiges, Armut, Krankheit und die kalte Not bringendes „Nein!“

(Fortsetzung folgt.)

Sonntagsplauderei.

Das große Parlament der deutschen Arbeit hebt wieder an. Es ist nicht von philiströser Sehnsucht, sondern mit fröhlicher Ungebundenheit von Ort zu Ort. Dadurch erhält jeder Parteitag der deutschen Socialdemokratie einen besonderen unvergeßlichen Stimmungshintergrund. Die Geschichte, die an den Mauern der deutschen Städte sich niedergeschlagen hat, die in ihren Gassen und Kanälen, Hainen und Hügeln, Gärten und Kirchen, Rathhäusern und Museen, Palästen und Hütten lebt, empfängt grüßend die wunderlichen Gäste, die ohne läppigen Pomp und anerkannten Titel, aus eigener Kraft und aus dem Recht der Zukunft es auf sich genommen haben, der Menschheit eine neue Erde zu bereiten. Indem sich der Parteitag alljährlich in ein andres Städtebild eingliedert, nimmt er den Hauch der Vergangenheit in sich auf, die zu überwinden seine welthistorische Mission ist. Es ist nicht nur ein äußerliches geographisches Stilleit, wenn wir vom Gotthard oder Erfurter, Stuttgarter, Hamburger oder Mainzer Parteitag reden, jedweder ist vielmehr mit lokalen Eigenständlichkeiten und Erinnerungsmalen durchdrungen, wie denn auch die Sonderart der deutschen Stämme den Verbrüderungstagen der Menscheneinheit jedesmal eine individuelle Note verleiht: Rheinischer Leichtmut, süddeutscher Humor, nordischer Ernst mischen sich in den harten Kampf der Meinungen, und wer die trockenen Protokolle richtig zu lesen versteht, der empfindet leicht den besonderen Duft in ihnen, der von der lokalen Stätte aufsteigt. Eine höhere innigere deutsche Einheit gestaltet sich so in den Bänderparlamenten des Proletariats.

Heuer werdet Ihr unter den Giebeln der alten Hansastadt wandern. Das Weltgetriebe des Meeres raucht aus der Ferne in Euer Sinnen und Angen — mahnend zur Größe und Weite und tapferem Wagnen. Kommt nicht von Llibed der Spruch, daß Segeln notwendig sei, Leben nicht? O, wer das Wort richtig versteht, der setzt es auch über den Versammlungssaal der proletarischen Nationalversammlungen. Dieses enge, erbärmliche Leben, das uns die Gegenwart bietet, dieses Woderlust des Polizeistaates mit seinem händischen Servilismus und feiger Meinungslosigkeit, diese Barbarei, die ihre höchste Aufgabe in der Produktion und Nutzung von Kanonen und Panzerschiffen sieht, dieses Dasein der Ausbeutung und Verflümmung, in dem das freie, stolze Menschentum elend siecht — wahrlich das Leben ist nicht notwendig. Hinans zur Fahrt auf die hohe See des schaffenden Gedankens, der den Himmel auf die Erde bringt und in einer beglückenden Ordnung Menschen und Dingen Wiedergeburt und Auferstehung gewährt. Das Segeln ist notwendig, ob man uns auch Narren schilt und Frevler, die an dem Heiligsten verdröckerisch sich vergreifen, weil sie das überkommene, verkommene Leben in lichtlosen Winkeln und dunklen Nöten für nicht notwendig erachten. Das heilige große Leben blüht in der Ferne, die nur dem kühnen Segler zu teil wird. Auf, lacht der bange Philistrer und feindlichen Schergen — navigare necesse est, vivere non!

Freilich, Ihr versammelt Euch nicht zur mühseligen Arbeit, bloß um zu schwärmen und in die Sterne zu greifen. Ihr steht auf der Erde, und irdische Geschäfte habt Ihr zu erledigen. Aller Meinungsstreit ist zu schlichten und neue Aufgaben sind zu lösen. Ihr werdet mit einander hadern, mancher Groß wird sich entladen, der Reichtum an temperamentvollen Persönlichkeiten, deren unsre Bewegung sich erfreut, wird sich in heißerem Kampf und wichtigeren Aufgaben kraftvoll auflösen — aber schließlich werdet Ihr Euch in Weisheit einigen, und wenn Ihr ernst und feierlich am

Ende die Marzfeilasse anstimmt, dann ist alles Kleine und Kleinliche tief unter Euch versunken, der Groll verlodert und die Zwiebracht verflöhnt. Dann seid Ihr wieder die Segler, die das Schiff der Zukunft zwischen Klippen und Rissen sicher geleiten. Und ich bitte Euch: Auch wenn Ihr Euch so recht dorb und herghast die Wahrheit sagt, vergeht niemals ganz, daß Ihr nicht nur Menschen dieser schlimmen Gegenwart seid, sondern vor allem die Träger und Führer des Verbendens. Dann wird man auch von Lübed dereinst sagen, wie hier die proletarische Bewegung wieder um ein gut Stück gewachsen, innerlich gereift und geklärt sei. Sollte es einmal gar zu schlimm werden, und die Welt Euch wie ein Gevörr von Sackgassen erscheinen, so holt led zu einem tüchtigen Lachen aus, das in der Hausapotheke keines Parteitages fehlen sollte, und sofort wird es Euch wie Schuppen von den Augen fallen und Ihr werdet plötzlich Euch der Thorheit bewußt werden, daß Ihr Euch streitet, wo Ihr doch im Grunde alle einig seid. In Lübed sollt Ihr Euch neue Kampfeslust, frische Siegeszuversicht, verjüngte Tapferkeit und helle Zielklarheit holen — das ist die Hauptsache — und wenn Ihr diesen Gewinn nicht mittels der dialektischen Methode zu erzielen vermögt, so probiert es eben einmal mit dem heiteren, losgelassenen Lachen. Ihr glaubt gar nicht, wie heilsam und förderlich solch gelegentlich Ueber-sich-selbst-Hinwegturnen ist! Dann segelt es sich noch einmal so flott! Ich bin nur ein armer Sonntagsplauderer, und meine guten aber leider mitunter ein wenig allzu rabiaten Freunde pflegen ja mir diese Eigenschaften höhnisch zum Vorwurf zu machen, wenn ihnen gerade kein geschicktes Argument gegen meinen Werkelagsernst einfällt, — aber wenn ich auch nur ein geringer und beiläufiger Mensch bin, den Gefallen könnt Ihr mir schon erweisen, daß ich Euch bei der Heimkehr von Lübed ein wunderschönes Zeugnis auszustellen vermag; denn mein Herz hängt nun einmal an diesen Kongressen, und ich wäre trostlos, wenn sie nicht zu wahrhaften Kultur-Siegestagen der Menschheit würden. Gerade weil keiner der offiziellen Größen der heutigen Gesellschaft Euch mit seinem Besuche beehrt — außer dem Schutzmann natürlich, als würdigem Heldendarsteller der Staatsgewalt — darum muß ja bei Euch alle wirkliche Größe versammelt sein, die niemals in den Menschen, sondern immer in den Ideen liegt.

Auf socialdemokratischen Parteitagungen wird mit proletarischer Hingebing gearbeitet. Das sind keine Vergnügungsparaden, wie sie die bürgerlichen Parteien unter der Firma von Kongressen zu veranstalten pflegen, auf denen nach ein paar Vorträgen der Führer alles auseinanderstiebt und sich dem Kultus von Weinarten und Tischreden hingiebt. Eine Woche lang alltäglich acht Stunden parlamentarischer Arbeit pflegen — welche bürgerliche Partei vermöchte für solche Mühsal ihre Leute zusammenzubringen! Die socialdemokratischen Kongresse sind Akademie, Volksversammlung, Geschäftskommission, verwaltende und gesetzgebende Körperschaft, Demonstration und Konzil zugleich, und sie sind außerdem noch Familientage, an denen sich die verstreuten Mitglieder der großen socialistischen Gemeinde zusammenfinden und den Bund der durch gleiches Streben und gleiche Feinde vertieften und geeffneten Freundschaft erneuern. Das demokratische Staatswesen der Zukunft wird hier im Kleinen vorweggenommen. Die Parteitage zeigen die Möglichkeit, wie die Aufgaben der Gesellschaft sich in voller Gleichberechtigung durch gemeinsame Beratung ohne äußeren Zwang und autoritative Tyrannei bewältigen lassen. Nicht die Disciplin des Kadavergehörigens erpreßt hier eine äußere Einheit, sondern allein die freudige freiwillige Unterwerfung unter die Erkenntnis vernünftiger Zweckmäßigkeit erzeugt jene ideale Solidarität, von deren endlicher Durchsetzung das Schickal der menschlichen Entwicklung abhängt. Arbeit, Freiheit, Solidarität — unter dieser Dreieinigkeit wächst die Sache des Socialismus zum Siege.

Unsre Parteitage stellen nicht geringe Anforderungen an die Nerven der Teilnehmer. Ist die achtstündige Arbeitszeit vorüber, dann spinnst sich bis tief in die Nacht beim Glas Bier oder — wenn man Abstinentzler ist — bei der Flasche Selters die Diskussion fort. Hier werden ganze Systeme und Programme geredet, und in diesen nächtlichen Diskussionsklubs, die den offiziellen Parteitag begleiten, entsteht denn wohl jene gefährlich angeregte Stimmung, wo niemand mehr beehrt zu werden wünscht, sondern das Anderer-Meinung-Sein zum einzig unverbrüchlichen Grundsatz erhoben wird. Es ist das Zeichen rüstiger Jugendkraft, daß der Socialismus immer wieder über sich selbst nachdenkt, daß er alle Dinge dieser und jener Welt unter sein kritisches Nichtmaß zieht, und wenn die Köpfe nicht ihr Gleichgewicht verlieren und die ewig schwankenden Gestalten der unfruchtbareren Zweifelsucht, die im Spiel der Meinungen ihr Existenzrecht haben mögen, die produktive ernste Arbeit nicht stören, dann ist der mitunter überreiche Quell der Diskussion und Kritik zugleich der Lebensborn, in dem unsre Bewegung jeden Morgen wieder jung gebet. . . .

Die neue Gansa, der Weltbund, der bestimmt ist, der geeinigten Menschheit die große Zeit befreiter Arbeit zu rufen, hält zu Lübed ihren Tag! Ich grüße Euch, Ihr tapferen Hansen, und bringt gute Fracht von der Fahrt! —
Joe.

Kleines Feuilleton.

W. Ein guter Einfall. „Das Schlafzimmer ist schuld daran,“ beharrte der Doktor. „Hab's Ihnen ja gleich gesagt, schlafen Sie nur wo anders, dann werden Sie Ihre Kopfschmerzen schon los

werden. Luft, meine Gnädigste, Luft, Licht, Sonne! Das Loch hier nach'm Hof is jarnischt.“ — Er war ein gemütlicher Doktor und berlinerte ein bißchen. Als Hausarzt durfte er sich auch schon etwas Freiheit gestatten. Er drehte sich zu dem Herrn, der am Fenster stand, um: „Ueberhaupt sin' Se komisch, wissen Se. Fünf Stuben haben Se und ausgerechnet die Bude hier hinten nehmen Sie zum Schlafen.“

„Aber welches Zimmer denn sonst? Die junge Frau auf dem Divan sagte es beinahe kläglich.“ „Doktor, Sie sind gräglich, wir haben doch kein andres.“ Das kleine neben der Wadestube geht auch nach dem Hof. Na, und die Berliner? — Da essen wir.“

„Die Berliner als Schlafstube! Auch 'ne Idee. Vorn im Balkonzimmer sollten Se schlafen! Vorn nach 'm Park raus, ver-suchen Se?“

„Na ja, im Salon!“ Der Hausherr lachte auf, „wo wir so schon bloß zwei Vorderstuben haben!“

„Ganz unmöglich!“ Die junge Frau schüttelte den Kopf. „Aber, Doktor, haben Sie Ahnungen! Wenn wir nun Gesellschaft haben, was wird'n denn? Dann sitzen wohl die Herren im Erkerzimmer zum Rauchen und wir Damen bleiben in der Berliner, während die Tafel abgeräumt wird? Ganz unmöglich!“

„Aber das Zimmer ist ungesund!“ wiederholte der Doktor.

„Na ja, nu könn'n wir's bald fingen!“ Der Hausherr brummte. „Aber ich sage ja, da schimpfen sie auf uns Hauswirte. Natürlich, wir heutigen die kleinen Leute aus, wir sind ja die Mietswucherer, und so weiter. Na, und wie wohnen wir? Nicht mal 'n gesundes Schlafzimmer hat man.“

„Naß ist es,“ sagte der Doktor, „drüben an der freien Wand löst sich ja schon die Tapete, und die Luft ist ordentlich dumpfig.“

„Dabei lassen wir sonst den ganzen Tag das Fenster offen, nur heute nicht, weil ich hier liege. Es kommt soviel Luft herein!“

„Luft? Na, ja! Aber was denn für welche? Der Qualm von der Fabrik hinten und die Hofgerüche, das ist wohl Luft?“ Der Doktor lachte auf: „Wissen Se was, meine Gnädigste? Rassezimmer bringen Nierentransheiten. Jetzt haben Se bloß erst 'ne Migraine, aber wenn Se hier nicht rausgehen, kommt's noch besser!“

Die junge Frau seufzte: „Wären wir lieber in unserm Haus am Pfaffen geblichen; ich hab' es ja gleich gesagt: Der Ofen ist gräglich! Aber nein, Du mußttest ja bei der Fabrik wohnen!“ Sie warf ihrem Mann einen vorwurfsvollen Blick zu.

Er fuhr herum: „Ach nun kriegte ich's wohl wieder? Das ganze Geschäft verbummelte bei der ewigen Fahrerei. Gestern hast Du überhaupt noch geschrien über den „schönen“ Friedrichshain.“

„Na ja, der Friedrichshain!“ sie maulte.

„Wir schlafen doch aber nicht nach'm Friedrichshain raus, und der Herr Doktor hat ganz recht, das Zimmer hier ist auch ungesund. Wenn man abends rein kommt, ist es kalt, wie'n Eiskeller und die Betten und's Zeug und alles wird klamm, und morgens hat man 'n Geschmack im Halse wie von lauter Pilzen. Das hast Du selbst erst heute früh wieder gesagt.“

„Is auch so.“ Er knurrte.

„Na also, also, also, machen Sie, daß Sie hier raus kommen, richten Sie die Bude als Numpellammer ein, es is wirklich keine Wohnung für Menschen!“ Der Doktor stand auf und reichte der jungen Frau die Hand. „Machen Sie also Ihre kalten Kompressen weiter und nehmen Sie die Migränpulver, und nächstes Mal treffe ich Sie im Balkonzimmer.“

Aber sie schüttelte den Kopf: „Geht nicht Doktor, geht wirklich nicht.“ Sie zog das weiche Daunenkissen tiefer unter den Nacken. So sah sie den beiden Herren nach, die jetzt nach den Vorderräumen gingen. Ihre Mienen wechselten fortwährend, dann richtete sie sich plötzlich auf und horchte nach der Berliner Stube. Als sie da Schritte hörte, rief sie laut: „Ostar!“

Der Hausherr steckte den Kopf herein: „Was denn, Mäuschen?“

„Ich habe eine Idee, es geht doch, daß wir vorn schlafen.“

„Na laß mal hören.“ Er kam neugierig näher und setzte sich zu ihr auf den Divan neben sie.

„Sehr einfach, auf der andern Seite steht doch die Wohnung leer, die vermietet Du doch nicht mehr zum Oktober, wir nehmen die beiden Vorderstuben zu unserer Wohnung zu.“

„Schöne Idee! Die teure Wohnung! Sie bringt achthundert Mark im Jahr, Du.“

„Soll ja noch viel mehr bringen, hör' doch nur erst zu. Also die beiden Vorderstuben nehmen wir, die Mädchenkammer auch, die ist ja im Vorderhaus. Das Berliner Zimmer und die Küche und die Stube im Hinterhaus werden als kleine Wohnung vermietet.“

„Bringt vierhundertfünfzig Mark im Jahr.“

„Nein, vierhundertachtzig laufft Du nehmen! Die Berliner ist groß; und hier machen wir es ebenso. Die kleine Stube im Vorderhaus neben dem Wadezimmer richten wir uns als Küche ein, das hier und unsre alte Küche wird vermietet. — Laßt Du die Mädchenkammer tapezieren, laim sie für kleine Leute noch als Zimmer laiffen. Dann hast Du hier auch zwei Stuben und Küche: bringt vierhundertfünfzig Mark im Jahre. Unsre Berliner behalten wir natürlich. Na? Vierhundertachtzig und vierhundertfünfzig? Haben wir im Jahr hundertdreißig Mark mehr uns 'm Haus raus! Und die kleinen Wohnungen vermieten wir!“

„Na wer weiß!“

„Vermieten wir! Gäng' 'n Bettel raus, dann sind sie morgen weg und gemacht werden kann noch alles bis Oktober. So wie die kleinen Leute nach Wohnungen rennen, die sind froh, wenn sie irgendwo unterkommen, und wenn Du welche mit Kindern nimmst, nimmst sie Dich noch 'n guten Wirt und zahlen, was Du haben willst. Machen wir's?“

„Hm!“ Er nickte bedächtig. „Hundertdreißig Mark mehr, keine Wohnung leer und für uns 'n gefundes Schlafzimmer — hm, hm.“ Mit einem freundigen Anblicken der Augen streckte er ihr die Hand hin: „Machen wir! Mäuschen, Du bist ja eine geniale Frau!“

— **Bierologie.** Bier ist dicker als Wasser, so plaudert jemand in den „Münch. N. N.“ und kann nach dem heutigen Stand der Chemie so ziemlich aus allem hergestellt werden; in neuester Zeit ist Bier nach Gerichtsverhandlungen in der Provinz sogar mit Torfmüll gemacht worden. Das Bier erregt dem Säugling die Mutterbrust, ist dem Studio der unerhöpliche Born der Wissenschaft, dem Mann ein unentbehrliches Lebenselixier und Bettchweres, Regulator und dem Greise Stärkungsmittel und Schlummerpunsch. Der Farbe nach unterscheidet man weißes, helles und dunkles Bier; durch Kreuzungen zwischen diesen wird vielleicht später noch mehrerlei Bier erzeugt. Scheps ist gewissermaßen als schicklicher Versuch zu bezeichnen. Wenig Neigung besteht zu Moag und Ständerling; diese bilden Uebergangsstadien zum Hfig. Eine besondere Specialität von Bier wird Ende September und Anfang Oktober auf der Theresienwiese ausgeschänkt und deshalb Würzenbier genannt. Weitere Abarten sind Bod-, Kamenlos-, Fasten- und Osterbier, St. Vennobier und Hofbräuhausbier.

Fast alle Münchener Brauereien sind nach Heiligen benannt, z. B. Salvator-, Augustiner-, Franziskaner-, Thomas-, Mathäer-, Kapuziner-, Benedictus-, Venns- und Sterneder-Bräu. Wie hoch das Bier in München geschätzt wird, geht schon daraus hervor, daß man verschiedenen Straßen Namen gegeben hat, die auf das Bier Bezug haben, wie Quellenstraße, Bräuhausstraße, Ulrichplatz, Maßmannstraße zc. Als der Biermetropole München unwürdig hat man auch die Bezeichnung Wasserstraße gestrichen.

Beförmlich ist das Bier nicht immer; zu bekommen aber überall, namentlich in München, wo in mancher Straße auf drei Häuser fünf Wirtschaften kommen. In diesen wird das Bier verschänkt, d. h. ums Geld bezapft und zwar maß-, halbe- und quartweis. Eine Maß sind drei Quart, eine Halbe ist ein gutes Quart und ein Quart ist eine schlechte Halbe. Der Wirt, auch Foamspritzer und Plemplpanischer genannt, ist daran erkenntlich, daß er monatlich einmal seinen Gästen herablassend zumißt, ihnen in Tarod das nicht verunkelene Geld abnimmt und auf Weihnachten die Stammgäste einmal schnupfen läßt. Mehr Züßlung mit dem Publikum hat der Schänkteller vulgo Banzenchwinger oder Vortenschneider, der ängstlich bemüht ist, Ueberfüllungen zu vermeiden; ihm fällt die schwierige Aufgabe zu, aus einem Hektoliter anderthalb zu machen bezw. Bier in neue Hosen und dergleichen zu verwandeln. Dem Schänkteller liegt auch die Pflicht des Anzapfens ob, das er, wenn ein Faß lange läuft, auch ab und zu markieren kann, um die Trinklust der Gäste zu steigern. Statt Anzapfen sagt man auch Anstich, weil's jedem Bierehelichen an Stich giebt, wenn anzapft wird.

Mit dem Begriff Bier unzer trennlich verknüpft ist die Kellnerin, auch Servierfräulein, fide Vries oder Bierfilztröchererin genannt; ihr Lebenszweck ist: möglichst viel Trinkgeld zu ergattern, weil „Er“ außer Stellung ist.

Am läme die Frage, wer trinkt Bier. Trotz aller antialkoholischen Bestrebungen kann man getrost sagen: Alle. Kinder und Greise, Jungfrauen und Schwiegermütter, Reich und Arm, der Bettler und der Millionär, Handwerksburschen und Minister lassen sich das köstliche Maß schmecken.

Wann trinkt man Bier? „Zimmer,“ sagen die einen, „wenn man Durst hat,“ die andren; doch geht's auf's selbe hinaus. Weit gehen die Meinungen darüber auseinander, wie viel man Bier trinken dürfe oder solle. „Ein Ochs hört zu saufen auf, wenn er genug hat,“ hört man oft entrüstet ausrufen. Der betreffende Sittenrichter bedenkt aber nicht, daß der Ochs Wasser säuft; da kann man freilich leicht aufhören. Sollten ihm einmal statt Wasser Bier zum Saufen geben! So dumm der Ochs ist, ein solches N—oh ist er doch nicht, daß er dann aufhört!

Warum man Bier trinkt, wäre die letzte Frage. Hier tritt die ganze sittliche Vertiefung des Deutschen, speciell des Münchens, zu Tage: Er trinkt nie ohne Grund, und wenn wirklich einmal kein Grund vorliegen sollte, so trinkt er eben deshalb. Diese Gründlichkeit erstreckt sich auch auf das Quantum. „Wie man sich nur einen Rausch antrinken kann,“ fragen Naive, als ob das die Absicht des Trinkers wäre! Der Rausch kommt ja von selbst. Man trinkt in München, weil es regnet oder schneit, weil die Sonne so schön scheint; im ersten Fall trinkt man Bier, um sich innerlich zu erwärmen, im zweiten, um sich vor der Sonne Gluth abzukühlen. Man trinkt, weil ein Sprößling angekommen; wenn die Schwiegermutter ankommt, trinkt man aus Aerger, wenn sie fortreißt aus Freude. Man trinkt, wenn Chinakrieger in den Kampf ziehen und wenn sie heimkehren, wenn die Engländer Prügel bekommen und wenn die Boeren

Erfolg haben, wenn die Aktien steigen oder fallen, wenn man beim Kartenspiel gewonnen oder verloren hat, wenn die erwartete Aufbesserung ausgeblieben ist, wenn man sich verlobt, verheiratet oder scheiden läßt; wenn man stirbt, trinken die andern. Je nach der Situation ist dann die trinkbare Einheit eine Freuden- oder Trauermaß, das Endziel ein Freuden- oder Trauerrausch. Der eine läßt das freudige Ereignis doppelt schön erscheinen, während der andre über hereingebrochenes Mißgeschick Vergessenheitskette täufelt. —

— **Das Teigigwerden der Birnen.** Die Lage der Obsterte ist wieder gekommen, wo die saftige Birne und der Kessel mit Freuden auf der Tafel der Städter erscheint. Edlere Erzeugnisse, als z. B. die Butterbirne und Bergamotten, kann die ganze Obstkultur nicht aufweisen. Leider haben gerade diese wertvollen Birnensorten die Neigung, bei der Lagerreise leicht teigig zu werden. Der Uebelstand tritt fast nur nach trübem, feuchten Herbst ein. Bei warmem trockenem Wetter im September kommt er bei genannten Sorten fast nie vor. Vor allen Dingen ist es notwendig, daß der Obstzüchter mit den Prozessen vertraut ist, welche sich in den ruhenden Früchten abspielen. Diese Prozesse werden hauptsächlich von der Temperatur beeinflusst. Wir wissen, daß bei niedriger Temperatur eine Anhängung von Zuderbildung bei Kartoffeln stattfindet, welche den bekannnten unangenehmen süßlichen Geschmack hervorruft. Im ähnliche Zustände handelt es sich auch bei dem Teigigwerden der Birnen, nur im umgekehrten Verhältnisse. Durch lange, feuchte, kalte Witterung im Herbst verwandelt sich viel Zuder bei den Birnen in Stärke, weil zu wenig Wasser und Kohlensäure durch Sonne und Wärme ausgeschieden wird. Das Fleisch wird trocken und morisch, infolge dessen in eine breiige Masse verwandelt, welche dann bald in Fäulnis übergeht. Merkt man, daß die ersten Früchte anstatt saftig teigig werden, so werden alle Früchte sofort in Körbe gefüllt und in ein geheiztes Zimmer gestellt. Nach fünf bis acht Tagen sind die Birnen schon weich und saftig. Durch die erhöhte Wärme von 16 bis 20 Grad verwandelt sich die Stärke wieder in Zuder und die Früchte erhalten ihren wahren Wert und Geschmack wieder. —

Humoristisches.

— **Doshast.** „Du, der Herr dort in der Ecke soll ein Uebermensch sein!“
„So, so — er hat wahrscheinlich sonst nichts zu thun.“

— **Strenges Regiment.** „Mein Mann hat ein Werk geschrieben!“
„Gefällt es Dir?“
„Nein, gar nicht!“
„Das sollte mein Mann wagen!“ —

— **Das einzig Wahrhafte.** „Du kannst Dich doch noch an unsern Studienfreund Dr. Hiatus erinnern, den ausgezeichneten Kenner der alten Sprachen?“
„Ja, ja, der arme Teufel, der es trotz seines Wissens nie vorwärts bringen konnte! Er ist wohl verhungert?“
„O, im Gegenteil! Ich traf ihn neulich dick und rund, elegant gekleidet — kurz ein Bild der Wohlhabenheit!“
„Unglaublich! Wie kommt denn das?“
„O, er erfindet jetzt neue griechische und lateinische Namen für Kosmetiken und Parfüms!“ —
(„Fleg. Bl.“)

Notizen.

- Hermann Dingg ist schwer erkrankt. —
- In dem Befinden Otto Erich Hartleben's ist ein Mißfall eingetreten; er hat sich in eine Heilanstalt am Bodensee begeben. —
- Edmund Jörg ist aus der Redaktion der „Historisch-Politischen Blätter“ ausgeschieden; er ist seit 1852 Redacteur dieses Blattes gewesen. —
- Otto Julius Bierbaum will aus den „Lebenden Liedern“ ein rein „hrisches Theater“ machen; Trianon-Theater soll es heißen. —
- Das Schiller-Theater wird auch in dieser Saison Dichter- und Tondichter-Abende im Bürgeraal des Rathauses veranstalten. Der erste Dichterabend, der Shakespeare gewidmet sein wird, findet am 20. September statt. —
- „Das Komplott“, ein Lustspiel von Friedrich Gustav Triesch ist vom Wiener Burg-Theater zur Auführung angenommen worden. —
- Unter Anwendung der Brandischen Bohrmaschine ist es gelungen, den Simplontunnel bis auf 10 300 Meter vorzutreiben. Bei den Arbeiten sind 6000 Arbeiter beschäftigt, nahezu sämtlich Italiener. —